

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 35 (1978)

**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

- 213 und Abb. 154 (Öl auf Leinwand [2,1: 4,1 m], heute im Museo Capitolino in Rom).
- <sup>54</sup> LUCAS H. WÜTHRICH: *Das druckgraphische Werk von Matthäus Merian d.Ä.* Bd. 1, Basel 1966, S. 68–80 und Abb. 136–146. Dem Verfasser sei an dieser Stelle für den Hinweis auf Tempesta gedankt.
- <sup>55</sup> KITLITSCHKA 1970, S. 222.
- <sup>56</sup> H. JENNY: *Kunstführer der Schweiz*. 4. Aufl., Bern 1945, S. 403. Die hier veröffentlichten Ergebnisse wurden dem Verfasser der 5. Auflage des *Kunstführers durch die Schweiz*, Band 2, 1976 (S. 618), mitgeteilt (vgl. auch *Kunstführer «Kanton Tessin»*, Bern 1975/77, von BERNHARD ANDERES).
- <sup>57</sup> BRENTANI VI, 1957 (vgl. Anm. 6), S. 216.
- <sup>58</sup> BRENTANI VII, S. 72.
- <sup>59</sup> BRENTANI VII, S. 73–78.
- <sup>60</sup> BRENTANI VII, S. 78, 79.
- <sup>61</sup> BRENTANI VII, S. 86.
- <sup>62</sup> A. CADOGHENG: *Storia religiosa del cantone Ticino*. Bd. I, Lugano 1941, S. 73.
- <sup>63</sup> BRENTANI VI, 1957 (vgl. Anm. 6), S. 212, 213.
- <sup>64</sup> Sie wurden 1836 neu bemalt (oder erneuert?).
- <sup>65</sup> ERWIN YBL: *Tommaso Lombardi's Altarstatuen in Bissone*. In: ZAK 1946, S. 53–56.
- <sup>66</sup> BRENTANI VII, S. 76, 77.
- <sup>67</sup> BRENTANI VII, S. 80, 81.
- <sup>68</sup> BRENTANI VII, S. 72.
- <sup>69</sup> BRENTANI VII, S. 100.
- <sup>70</sup> BRENTANI VII, S. 78, 79.

Auch die Stuckarbeiten dürften Spenden von Bissoner Handwerkern sein, die einerseits Mitglied der Compagnia waren, andererseits im Ausland arbeiteten. Es wäre wertvoll, anhand der Quellen und der Formen zu untersuchen, wer die Stuckrahmen zu den Bildern Tencallas geschaffen hat. Das Schloß Petronell könnte hiezu Aufschluß geben, denn hier findet sich auch ein gummiartig gezogener Stuck, der von Giovanni Castello, Giovanni Piazoll und Donato Rueber stammt (vgl. KITLITSCHKA 1967 [wie Anm. 4], S. 108, 109).

<sup>71</sup> *Passavia sacra*. Ausstellungskatalog. Passau 1975, S. 157. Die Maltechnik Tencallas und die Pigmentarten wurden anlässlich der Restaurierung der Mittelschiff-Deckengemälde im Dom von Passau durch das Bayrische Landesamt für Denkmalpflege zusammen mit dem Dörnerinstitut München untersucht.

<sup>72</sup> Der Apostel Markus mit dem Löwen dürfte übermalt sein, denn er unterscheidet sich sowohl durch die Zeichnung als auch durch die Malweise von Tencallas Werk.

<sup>73</sup> Vgl. Abb. 185 bei KITLITSCHKA 1970.

<sup>74</sup> KITLITSCHKA 1970, S. 218.

<sup>75</sup> Vgl. Anm. 35 oder G. MARTINOLA: *Lettere dai paesi transalpini degli artisti di Meride e dei villaggi vicini*. Bellinzona 1963.

<sup>76</sup> Vgl. z. B. die stilistische Distanz zum Bilderzyklus in der Bibliothek des Klosters S. Giorgio Maggiore in Venedig von Giovanni Coli und Filippo Gherardi von 1664. ULRIKE MERTZ: *Der Bilderzyklus in der Bibliothek des Klosters S. Giorgio Maggiore in Venedig*. Diss. Kiel. Venedig 1975.

<sup>77</sup> KITLITSCHKA 1970, S. 225.

## ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 10, 14, 16: Inge Kitlitschka-Stempel, Klosterneuburg. – Alle andern Aufnahmen stammen vom Verfasser

## Buchbesprechungen

RENÉ WYSS: *Der Schatzfund von Erstfeld. Frühkeltischer Goldschmuck aus den Zentralalpen*. Archäologische Forschungen, herausgegeben unter dem Patronat des Schweizerischen Landesmuseums. (Verlag: Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum, Zürich 1975.) 68 S., 23 Abb., 8 Farbtafeln, 2 Karten.

Mit der vorliegenden Arbeit leitet R. Wyss eine neu geschaffene, von der Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum herausgegebene Reihe «Archäologische Forschungen» ein. Sie enthält Abhandlungen, die wegen ihres Umfangs den Rahmen der «Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte» sprengen würden. Studienobjekt bildet im 1. Band der 1962 entdeckte keltische Goldschatz von Erstfeld (Kanton Uri). Seine Veröffentlichung hatte sich der damalige Direktor des Landesmuseums, Emil Vogt, vorbehalten. Vordringlicher Aufgaben wegen schob er die Bearbeitung auf, und sein unerwarteter Tod (am 2. Dezember 1974) zerschlug den Plan. Es ist unter diesem Blickwinkel vom jetzigen Leiter der archäologischen Abteilung am Landesmuseum eine lobenswerte Unternehmung, den äußerst wichtigen Schatzfund nicht nur neu bearbeitet und publiziert, sondern auch dem Gedächtnis an Emil Vogt gewidmet zu haben.

1962 war für die schweizerische Archäologie ein aufregendes Jahr. Ende 1961 wurde ein umfangreicher spätömischer Silberschatz in Kaiseraugst mit einem Trax angeschnitten und wieder zugedeckt. In den Monaten Januar und Februar 1962 wurde er

endgültig ausgegraben und eingesammelt. Am 20. August dann entdeckte man oberhalb des Dorfes Erstfeld, im vorderen Lohertal, den einzigartigen, wohl von einem Händler an abgelegener Stelle versteckten Goldschmuck. Nicht nur der außerordentliche Wert und die archäologisch-typologischen Merkmale machten diesen Fund zur wissenschaftlichen Sensation, sondern auch die Lage am Wege über den Gotthard. Handelsgeschichtlich bietet er den Beweis für die Begehung der Alpenübergänge schon während der jüngeren Eisenzeit.

Der Goldschatz von Erstfeld ist auch vom Material und der kunstvollen Gestaltung her besonders bemerkenswert. Alle Stücke – 4 Halsringe und 3 Armreifen – sind aus hellgelbem reinem Gold getrieben, dessen Gehalt zwischen 93 und 94,5% schwankt, also eine Abweichung von nur 1,5% aufweist. Alle Ringe bilden ferner eine zeitliche und stilistisch-künstlerische Einheit. Die Gestaltung deutet auf ein und denselben Künstler oder wenigstens dieselbe Werkstatt hin.

Zuerst beschreibt der Verfasser ausführlich alle Stücke, vorbildlich dokumentiert mit Zeichnungen und photographisch-analysierenden Abbildungen der verzierten Teile (S. 10–27). Zwei Halsringe sind weitgehend identisch und bilden ein Paar, ebenso zwei der Armringe, die sich nur im spiegelbildlichen Verlauf des plastisch gestalteten Rankenmotivs unterscheiden. Der dritte Halsring steht dem entsprechenden Ringpaar motivisch sehr nahe. Der vierte Halsring zeigt nach der Bildanalyse die gleiche Thematik und gehört in den gleichen Ideenkreis. Der dritte Armmring wird durch zwei Knoten mit gegenständigem

Maskenpaar und Palmetten charakterisiert. Die Verwendung von Mischwesen aus Mensch und Tier in enger Verbindung mit Vogelgestalten und drachenähnlichen, sich verschlingenden Tieren und Fabelwesen, die sich aus Elementen von Raubtier und Einhorn mit menschlichem Körper zusammensetzen, sowie von im Unterleib miteinander verwachsenden Zwillingsswesen geht auf mythologische Vorstellungen zurück. Wyss widersteht im Rahmen seiner Arbeit dem verlockenden Versuch einer Klärung des mythologischen Hintergrundes. Wohl zieht er ausführlich stilistische Vergleiche mit Funden aus dem Fürstengräberhorizont (S. 28–36), um eine zeitliche Einstufung und Standortbestimmung der Werkstätte (S. 36–49) zu erhalten. Die nächstverwandten Funde von Reinheim, von Rodenbach und (in geringerem Maße) von Dürkheim sowie Beziehungen stilistischer und motivlicher Art zu den durchbrochenen Gürtelplatten aus Bronze, etwa von Weiskirchen, gestatten es nun, von Erzeugnissen verschiedener Werkstätten zu sprechen. Als Datierung darf man die ersten Jahrzehnte nach 400 v. Chr. annehmen.

Zum Schluß ergeht sich der Verfasser über Alpenübergänge und «inneralpine Paß- und Paßwegfunde» der jüngeren Eisenzeit (S. 50–64). Die Entdeckung des Goldschatzes am Weg über den Gotthard setzt einen neuen Akzent in der im Gang befindlichen Diskussion über Bedeutung und Begehbarkeit der Alpenpässe zur Latènezeit. Bislang wurde der zentralste aller Alpenübergänge als in prähistorischer Zeit unbezwingbar betrachtet. Dies brachte den Verfasser auf die Idee, alle Höhen-, Paß- und Paßwegfunde zusammenzustellen und die Übergänge auf ihre handelsgeschichtliche und verkehrsmäßige Bedeutung hin zu untersuchen. Diese Ausführungen sind mit zwei Verbreitungskarten bereichert: Die eine führt die latènezeitlichen Funde im Paßgebiet der Schweiz auf (mit Fundliste), die andere alle latènezeitlichen Gräber der Schweiz (ebenfalls mit Fundliste). Die Karten unterstreichen deutlich das Gewicht der Gotthardroute als alte Handelsstraße über die Alpen. Die Frage bleibt, ob durch eine mögliche chronologische Differenzierung der Funde nicht ein klareres Bild von der Situation zur Latènezeit im Alpengebiet hätte gegeben werden können.

René Wyss ist für die sehr aufschlußreiche und wichtige Arbeit zu danken. Zu beglückwünschen sind er und der Herausgeber für die typografisch überdurchschnittlich gut gestaltete und qualitätvoll bebilderte Publikation. *A. van Doorslaer* (Gent)

*Spätömische Gardehelme.* Herausgegeben von HANS KLUMBACH in Verbindung mit W. C. BRAAT, M. MANOJLOVIC-MARIJANSKI, K. M. SKALON und E. B. THOMAS. Veröffentlichung der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätömischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz = Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 15. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1973.) 117 S., 27 Abb., 65 Tafeln.

Es war eine glückliche Fügung, daß in Zusammenarbeit der beiden im Titel genannten Institutionen sowie der Autoren aus Holland, Jugoslawien, Rußland und Ungarn unter der Gesamtleitung von H. Klumbach (Mainz) der vorliegende Sammelband erscheinen konnte.

Klumbachs straff gefaßte Einleitung bietet einen ausgezeichneten Überblick über das Material und seinen historischen Hintergrund. Er weist auf die technischen Einzelheiten hin, die diese Helme gemeinsam haben, und trennt in zwei Gruppen, die Reitern und Infanteristen zuzuweisen sind. Die nicht einfache Redaktionsarbeit hat Klumbach über Jahre hinaus mit großer Umsicht durchgeführt. Auch einige der Helmbeschreibungen (S. Giorgio di Nogara, Worms, Augst) stammen von ihm.

Der zeitliche Rahmen ist durch gute Überlieferung gesteckt. Es wird berichtet, daß die Kaiserin Fausta Konstantin dem Großen als Hochzeitsgeschenk einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Helm überreichte, und auf Münzen Konstantins von 315 sind verschiedene Formen von Helmen eben des Typus zu sehen, den die Originalfunde verkörpern. Sie sind in den meisten Fällen aus zwei eisernen Halbkalotten gearbeitet, die auf dem Scheitel durch einen Kamm zusammengehalten werden. Angefügt wurden Wangenklappen, Nasen- und Nackenschutz. Die Eisenhelme erhielten einen Überzug aus vergoldetem Silberblech, das mit relativ einfachen, gepunkteten Reliefverzierungen ausgestattet war. Zwei der Helme sind zusätzlich mit Glasimitationen von Halbedelsteinen besetzt. Echte Steine zu tragen war dem Kaiser allein vorbehalten. Aber in der Wirkung standen solche Helme hinter dem kaiserlichen kaum zurück, und ihre Träger müssen hoch in der Reichshierarchie gestanden haben. Ebenso muß man in den Besitzern der «nur» silberüberzogenen Stücke höhere Offiziere sehen.

So kostbare Helme sind selten auf uns gekommen. (Bei einem Hortfund von etwa 20 Stück in Intercisa war das Silberblech bereits in der Antike abgenommen worden.) Hinter manchem Stück steht ein besonderes Schicksal. Der Helm von Deurne (Holland) gehörte einem Reiter, der im Sumpf versank. Geblieben sind uns außer dem Silberblech des Helmes seine Fibel und sein Sporn, Lederschuhe sowie der Geldbeutel mit spärlichem Inhalt: Kupfermünzen, 9 aus den Jahren 315–317 und 30 Stück aus dem Jahre 319. Damit dürfte der Tod des Reiters, dessen militärische Einheit auf dem Helm vermerkt ist, in den Jahren 319 oder 320 gewiß sein. Eine bessere Datierung von Fundstücken ist kaum denkbar. Der Reiterhelm von S. Giorgio di Nogara bei Aquileia scheint ebenfalls im Sumpf verlorengegangen zu sein.

In Bercasovo (Jugoslawien) fand man zwei Helme zusammen mit Pferdetrensen und silbernen Gürtelbeschlägen. Die Fundstelle liegt unweit des Ortes Cibalae, wo 314 Konstantin den Licinius, seit 313 Alleinherrcher im Osten, in einer Entscheidungsschlacht geschlagen hat. Es ist naheliegend, den Fund mit dem überlieferten Ereignis zu kombinieren, vor allem da auch noch auf dem Helm ein Inschriftest (LIC)INIANA hinzukommt. Der andere Helm ist der prächtigste der hier vorgestellten, sowohl was die ursprüngliche Ausstattung wie den heutigen Zustand betrifft.

Aus dem nördlichen Rumänien, von Concesti, zu einem wahrscheinlich hunnischen Grabfund des frühen 5. Jahrhunderts gehörig, stammt der späteste Helm dieses Typus. Er wirkt mit seiner höhergestreckten Form einheitlicher und eleganter als die übrigen und weist damit auf die Spangenhelme der Folgezeit hin.

Wo es um Stilprobleme geht oder um Zuweisungen etwa zum «germanisch-barbarischen» Kreis im Gegensatz zu einer «spätömischen Hofkunst» (Manojlović-Marijanski, S. 32f.; Thomas, S. 47f.) ist es anregend, die verschiedenen Meinungen der Autorinnen abzuwägen. Allzuviel Symbolik sollte man jedoch in die Dekorationsmuster sicher nicht hineinlegen.

Zwei Dinge hätte man sich gerne zusätzlich gewünscht: eine Karte der Fundorte und eine vergleichende Tabelle aller behandelten Helme, ihrer technischen Merkmale, der Ausstattung, der Dekormotive sowie der allfälligen Mitfunde. Das würde mögliche Gruppierungen verdeutlichen, Unterschiede besser klarstellen. Die Übersicht für jeden Bearbeiter eines möglichen Neufundes wäre sofort bereitgestellt, und auch die Ausführungen von E. Thomas, die eine Werkstatt in Südpannonien postuliert, wären leichter nachprüfbar. Doch auch ohne eine solche Zusammenfassung ist man sehr erfreut über die Bereicherung unserer Kenntnis der Spätantike durch diesen Band, dessen klare fotografische Dokumentation von bestechender Schönheit ist.

Elisabeth Ettlinger

PH. FITZINGER: *Die römische Keramik aus dem Militärbereich von Novaesium*. Mit Beiträgen von J. FRECHEN, H. v. PETRIKOVITS und G. STRUNK-LICHTENBERG. Novaesium V = Limesforschungen Bd. 11. (Verlag Gebr. Mann, Berlin 1972.) 144 S., 4 Abb., 1 Tabelle, 98 Tafeln.

Neuß/Novaesium ist der Platz einer der großen römischen Legionsfestungen am Niederrhein während des 1. Jahrhunderts n. Chr. Frühzeitig erstmals unter Augustus belegt, sind hier mehrere über- und nebeneinander gestaffelte Anlagen gefunden worden. In den Jahren 1955–1966 haben großflächige Untersuchungen, veranlaßt durch Straßenbau, stattgefunden, die gewaltige Scherbenmengen zutage förderten.

Der vorliegende Band befaßt sich in mehreren in sich geschlossenen Kapiteln mit «Gebrauchskeramik», also mit allen Gefäßen unter Ausschluß des feinen Tafelgeschirrs und der Lampen. Es werden die Formen aus dem 2. Viertel des 1. Jahrhunderts vorgelegt. Einen schnellen Überblick über die Sorten und Mengen des vorgefundenen Geschirrs liefern die Seiten 30/31, wobei einem gleichzeitig auch klar wird, was für eine sortierende Arbeitsleistung sich hinter dieser Aufstellung nach Durchsicht von rund 640 000 Scherben verbirgt. Eine solche Liste mit absoluten Zahlenangaben ist ungemein wichtig, um Vergleiche mit anderen Fundplätzen durchzuführen. Je mehr derartige Listen aufgestellt werden, um so klarer werden wir in Zukunft historisch-geographische Folgerungen ziehen können in bezug auf lokale Eigenheiten, regionale und überregionale Beziehungen sowie den Stand der Romanisierung oder die Resistenz einheimischer Tradition.

Die Novaesium-Bände geben die Funde ohne Beziehung zum Ausgrabungsbefund, der zuletzt in einem gesonderten Band als Gesamtauswertung vorgelegt werden soll. Es war dies die einzige Arbeitsmöglichkeit bei einem so riesigen Unternehmen. Infolgedessen können sich jedoch die Datierungen der Keramik nicht auf Grabungsbefunde stützen. Für den Autor dieses Bandes bilden ständige Vergleiche mit der Keramik des nahegelegenen Köln die wichtigste Grundlage, wo man die Soldaten der Zweilegionenfestung als Hersteller vermutet, die dort zwischen 9 und bis «um 50 n. Chr.» anzunehmen ist. Neben Köln, für dessen Keramik noch keine zusammenfassende Darstellung existiert, werden in der Beschreibung der Keramikformen (S. 3–29) in vernünftiger, leicht schematischer Beschränkung jeweils die Parallelen aus den Publikationen von 4 Orten zitiert, die den zeitlichen Rahmen umgrenzen: Haltern vorausgehend, Hofheim und Camulodunum zugleich mit Neuß und Vindonissa sowohl gleichzeitig als auch darüber hinausreichend. Die Typen, deren Variationsbreite sehr weit gefaßt wird, sind auf den Tafeln 1–51 vorgestellt. Nach einem kleinen, zwischengeschalteten Kapitel über sogenannte belgische Ware (mit Töpferstempeln), das interessante Handelsverbindungen andeutet, folgt ein wichtiger Abschnitt, welcher Material aus in Neuß entdeckten Töpferöfen ausbreitet. Dazu gehören die Tafeln 56–96, die nicht wesentlich Neues gegenüber der vorher gezeigten Typologie bringen. Selbstverständlich sind, wie üblich bei mit Keramikscherben zugefüllten Töpferöfen, keineswegs alle hier gefundenen Stücke auch Produkte aus eben diesen Öfen. Eine Auswertung des sorgfältig vorgelegten Materials in dieser Richtung ist jedoch nicht versucht worden.

Die abschließende Zusammenfassung der Ergebnisse bezieht sich in erster Linie wiederum auf den Vergleich Neuß – Köln.

Sodann enthält der Band einen umfangreichen Aufsatz von H. v. Petrikovits «Grundsätzliches zur Beschreibung römischer Gefäßkeramik». Hier wird in einem ersten Teil souverän dargelegt, welche Vielfalt an Informationen für Geschichte, Wirtschaft, Zivilisation und Religion die Keramik zu bieten vermag, wenn die Funde richtig vorgelegt und ausgewertet werden. Richtlinien für die Art der Beschreibung (jedoch kaum für Me-

thoden der Auswertung) gibt sodann der zweite Teil. Das Manuskript wurde 1971 abgeschlossen. Der Leser kann mit Genugtuung feststellen, daß in der Zwischenzeit in den Publikationen römischer Keramik ganz beträchtliche Fortschritte gemacht worden sind, vor allem auch in Ländern romanischer Zunge, so daß viele der hier vorgebrachten Desiderata schon zur Gewohnheit wurden.

Die beiden beigefügten, kurzen naturwissenschaftlichen Beiträge mit petrographischen Untersuchungen sind sehr begrüßenswert, stehen jedoch weit hinter dem zurück, was seither von dieser Seite etwa in englischen Publikationen geboten worden ist.

Elisabeth Ettlinger

KAREN STOLLEIS: *Die Gewänder aus der Lauinger Fürstengruft*. Mit einem Beitrag über die Schmuckstücke von IRMTRAUD HİMELHEBER. Forschungshefte Band 3, herausgegeben vom Bayerischen Nationalmuseum München. (Deutscher Kunstverlag, München/Berlin 1977.) 187 S., 137 schwarzweiße Abb.

Karen Stolleis' kostümgeschichtliche Untersuchungen sind aus ihrer Dissertation mit dem gleichen Titel hervorgegangen. Die Geschichte der Grabfunde aus der Fürstengruft in Lauingen an der Donau zwischen Ulm und Donauwörth führt in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, als bei einer ersten Öffnung der Gruft die dort enthaltenen Schmuckstücke entnommen wurden und nach München ins kurfürstliche Münzkabinett gelangten. Erst rund hundert Jahre später kamen die Gewänder und textilen Reste gleichfalls nach München in das 1900 eröffnete Bayerische Nationalmuseum. Kriege und Umzüge verhinderten bisher eine umfassende wissenschaftliche Bearbeitung des interessanten Komplexes. Dank der tatkräftigen Initiative der langjährigen Leiterin der Textilrestaurierungswerkstätte jenes Museums gelang es nun Dr. K. Stolleis, das bedeutende Material zu bearbeiten und der Fachwelt vorzustellen. Bestände von Gewändern und Gewandfragmenten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind verhältnismäßig selten, und eine vergleichbare, einheitliche Gruppe von Männer-, Frauen- und Kinderkleidern eines deutschen Fürstenhofes aus der Zeit von 1598 bis 1657 ist bisher nicht bekannt. Lediglich die sächsischen Hofkleider im Historischen Museum in Dresden sowie Gewänder im Historischen Museum und im Kestner-Museum in Hannover, ferner höfische und königliche Kleider in Kopenhagen und Stockholm bilden wichtige, analoge Bestände. Neben den Inventaren über Kleider, Leibwäsche und Stoffe zog die Verfasserin auch die entsprechenden Porträts aus der Zeit zwischen 1590 und 1650 zu, um so den erhaltenen Originalen einen abgerundeten wissenschaftlichen Rahmen zu verleihen.

K. Stolleis untermauert eingangs ihre sorgfältigen Untersuchungen mit den biographischen Angaben zu den ursprünglichen Trägern der Gewänder. Diese lebten in einer Zeit, wo französische Einflüsse auf Kosten der spanischen Mode allmählich überhandnahmen. Ein Abschwächen außerdeutscher Einflüsse sowie verschiedene Kleiderordnungen führten zu den vorliegenden kostümgeschichtlich wichtigen Belegen. In einem Katalogteil werden ganze Gewänder oder Teile davon genau beschrieben, geordnet nach Frauen, Männern und Kindern, wobei es den Besitz von drei Pfalzgräfinnen und fünf Pfalzgrafen betrifft, während lediglich von zwei Kindern Kleidungsstücke erhalten sind: ein Seidenatlastkleid eines 11 Monate alten Mädchens, das gänzlich der festlichen Frauenmode um 1630 entspricht. Pfalzgraf Philipp Ludwig starb mit drei Jahren. Von ihm kennt man Wams und Hose, ebenfalls ein Abbild der damaligen Herrenmode. Zu allen Objekten gibt der Katalog eine ausführliche Beschreibung von Form und Schnitt sowie

präzise Angaben der verwendeten Stoffe. Dies dürfte im Hinblick auf Vergleichsstücke in andern Sammlungen von großer Wichtigkeit sein. Schnittmuster und gute Abbildungen zeigen neben Ganzaufnahmen auch verschiedene Details, wie Borten mit Posamenterieknöpfen, Spitzen, Musterausschnitte von Stoffen oder auch von gestrickten Strumpfpartien.

Neben dem eigentlichen Katalog des Lauinger Komplexes fesseln vor allem die Beschreibungen von Materialien, Leinenwäsche und Beinbekleidung. Dieses Kapitel stützt sich auf alte Fundprotokolle, welche die unterschiedlichsten Seidenstoffe und Musterungen erwähnen, dann aber auch auf drei Inventare der leinenen Leibwäsche des Herzogs Johann Friedrich von 1618, 1636 und 1644. Es sind wahre Fundgruben von Informationen über Umfang einer Garderobe, Details in der Ausführung von Hemden, Kragen, gestrickten Strümpfen, Schuhen usw. Auch Preisangaben finden sich; ferner Hinweise auf eine Aussteuer und die Beschaffung besonders üppiger, bestickter Stoffe samt Zubehör.

Das erstaunlich reiche Material, bestehend aus erhaltenen Kostümen und Gewandteilen sowie aus handschriftlichen Quellen, hat K. Stolleis zu einem praktischen Rüstzeug zusammengefaßt, das nun überall dort aussagen kann, wo von Mode in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im süddeutschen Raum auf eleganter, fürstlicher Ebene die Rede ist. Es gelang ihr, eine Entwicklung innerhalb dieser 50 Jahre aufzuzeichnen. Die Verfasserin weist zu Recht darauf hin, daß es sich bei den beschriebenen Gewändern keineswegs etwa um «Totengewänder» handelt, pflegte man doch die Verstorbenen in den offiziellen Tageskleidern beizusetzen. Die Belege aus den Gräften zeigen deshalb diejenigen Kleider, in denen die Toten auf einem Prunkbett aufgebahrt und anschließend in den Sarg gelegt worden sind. Dieser Brauch kam Wissenschaft und Forschung sehr zustatten, sind doch somit Gewänder von erheblicher Aussagekraft erhalten geblieben.

Irmtraud Himmelheber ist der sorgfältige Katalog der gegen hundert Schmuckstücke zu verdanken, der in analoger Art dem Verzeichnis der Kostüme folgt. Es werden Hals-, Gürtel- und Ordensketten vorgeführt, ferner Armbänder, zahlreiche Fingerringe, dann aber auch Knöpfe und vor allem einige besonders schöne Anhänger mit Edelsteinen, Goldemail und den feinen Hangperlen. Wichtig ist für die Forschung, daß wohl fast alle Stücke aus Deutschland oder gar dem süddeutschen Raum stammen und zum größten Teil aus der Zeit vor oder um 1600. Auch bei diesen Untersuchungen zeigt sich die Bedeutung der gleichzeitig bearbeiteten Inventare und Fundprotokolle. Ihnen vermag die Verfasserin das heute noch Erhaltene zu entnehmen. Es zeigt sich zum Beispiel, daß das Nachlaßinventar von drei fürstlichen Schwestern von Achatschmuck spricht, dieser jedoch nirgends mehr auftaucht. Irmtraud Himmelheber hat den recht vielschichtigen Bestand geschickt und vor allem sorgfältig erfaßt, daß man ihn – u. a. auch dank Quervergleichen mit verwandten Stücken in andern Sammlungen – gleichsam als Arbeitsmaterial verwenden kann. Die Kenntnis um derart gut datierte und lokalisierbare Stücke reiht sich unter das willkommene Rüstzeug manches Museumsbeamten oder Kunstschriftstellers.

Jenny Schneider

ROGER AGACHE und BRUNO BRÉART: *Atlas d'Archéologie aérienne de Picardie – Le bassin de la Somme et ses abords à l'époque protohistorique et romaine*. (Société des Antiquaires de Picardie, Amiens 1975.) Vol. I, 164 S., 6 Farbtafeln, 1 Faltkarte; Vol. II, 18 Faltkarten.

Hinter diesem Titel steckt viel mehr als nur ein gewöhnlicher Atlas – es ist eine Zusammenfassung aller die Erdoberfläche nicht sichtbar überragenden Monamente, d. h. jene, die wäh-

rend Jahrhunderten abgetragen worden sind – sei es durch die Feldbearbeitung oder als Lieferanten von Baumaterial. Heute können sie höchstens noch durch ganz geringfügige Bodenerhöhungen vom Spezialisten erkannt oder dann eben bei günstigen Verhältnissen mittels der Luftaufnahme eingefangen werden. Roger Agache hat bereits verschiedentlich von seinen systematisch ausgeführten Flügen zur Erkennung von Altärrnern aus der Luft berichtet. Heute liegt nun eine Gesamtschau vor – die Bestandesaufnahme einer langjährigen Forschungsarbeit. Band I enthält eine Einleitung, die die Methode und die gesteckten Ziele klar umreißt. So verfolgt der Atlas vor allem zwei Spuren: Einmal als Gebrauchsobjekt, indem die präzise Lokalisierung gesichteter Objekte und ihre eventuelle Datierung eine Überprüfung von geplanten Bauvorhaben und so ein rasches Eingreifen der Denkmalpflege bei gefährdeten Zeugen unserer Vergangenheit ermöglicht; andererseits ist er aber ein wissenschaftliches Werk, in dem auch die erhaltenen Resultate, wie etwa die Gebäudegrundrisse, vorliegen. Es ist überhaupt das erste Mal, daß ein Versuch unternommen wird, alle verfügbaren Planunterlagen korpusartig für eine geschlossene Region zusammenzustellen. Der innerhalb der Departemente alphabetisch geordnete Katalog der Gemeinden und der sich auf Gemeindebann befindenden Objekte ist deshalb reich an Plänen. Die meist großformatigen Luftbilder bestechen durch ihre Klarheit, Aussagekraft und oft auch schon nur der Ästhetik wegen. Die Bildlegenden geben dazu noch weitere Informationen, besonders was die Sichtbarmachung der im Erdreich versteckten Mauerzüge, der Gräben u. a. m. in einzelnen Fällen überhaupt möglich macht.

Die dem Band I beigegebene Übersichtskarte, die wie alle Angaben den Forschungsstand 1975 wiedergibt, zeigt eine Objektdichte, die stellenweise der heutigen Besiedlung fast ebenbürtig ist. Band II ist ein Kartenatlas mit 18 Tafeln im Maßstab 1:50000. Die genaue Fundlage im Gelände ist hier ersichtlich, und die Objektgattung wird durch 29 verschiedene Signaturen bestimmt.

Dieses Werk wird für ähnliche Arbeiten sicher zum Vorbild werden, und gerade daß im Dürrejahr 1976 neue Objekte durch die Luftarchäologie – auch im Arbeitsgebiet der Autoren – entdeckt werden konnten, zeigt die Notwendigkeit einer korpusartigen Zusammenstellung, auf der eine zukünftige Forschung basieren kann.

Jakob Bill

LOUIS GRODECKI: *Le Vitrail Roman. Avec la collaboration de Catherine Brisac et Claudine Lautier*. (Office du Livre, Fribourg 1977.) 308 S., 150 Schwarzweißabb., 57 ganzseitige Farbtafeln.

Louis Grodecki, der Verfasser dieses sehr gepflegten, reich illustrierten Bandes, ist wohl wie kein zweiter prädestiniert, ein Werk über romanische Glasmalerei vorzulegen. Als Mediävist und Professor an der Sorbonne liegt u. a. bei ihm das Präsidium des internationalen Komitees des «Corpus Vitrearum Medii Aevi». Grodecki hat sich bereits vor 30 Jahren mit der Erforschung romanischer Glasmalerei befaßt und schon damals eine umfassende Veröffentlichung geplant. Ausgedehnte Restaurierungen nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichten ihm zudem zahlreiche Studien am Objekt, stand man doch damals im Zeichen der Wiedereinsetzung evakuierter Fenster oder dann der Reparatur von beschädigtem Kunstgut. Was der Verfasser in diesem über 300 Seiten starken Werk vorlegt, ist eine Auswahl. Er betont, daß es sich nicht um einen Katalog aller heute noch erhaltenen romanischen Glasgemälde handeln kann. Hat die Schweiz zum Beispiel nur noch ganz wenige Stücke, so würden die gesamten Bestände in Frankreich, Deutschland oder Großbritannien den Rahmen eines Bandes sprengen. Es wurde vielmehr versucht,

anhand dieses westeuropäischen Fächers, der vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis gegen 1250 reicht, die frühe Glasmalerei in den ihr gebührenden kunsthistorischen Rahmen zu setzen, wobei weder die technischen noch die ikonographischen Aspekte zu kurz gekommen sind.

Grodecki gibt dem kunstgeschichtlichen Werk seine persönliche Note, ohne jedoch in Subjektivität zu verfallen. Es ist ein Genuß, mit ihm dem Aufbau des Bandes zu folgen. Das Gefäß für seine Beobachtungen, Gedanken und Schlüsse ist denn auch denkbar günstig: gutes Papier, ein schöner Druck, verbunden mit einem glücklichen Layout, zahlreiche, meist durchweg ganzseitige Farbtafeln, übersichtliche Schwarzweißabbildungen sowie verschiedene Strichklischees mit Schemata von Fenstereinteilungen, diversen Arten von Bleifassungen und Schwarzlotauflagen sowie Typen von Brennöfen. Auch erwähnt der Verfasser jene Faktoren, die für die Entwicklung der Glasmalerei entscheidend waren, nämlich ihre religiösen und geistigen Aufgaben, ihr Verhältnis zum Licht und somit die unschätzbare Bedeutung der Lichtdurchlässigkeit, der «translucidité». Eng damit verknüpft sind Funktion und Ausmaß der Fenster.

Den wissenschaftlichen Teil gliedert Grodecki nach Regionen. In einem einführenden Kapitel geht er auf die vorromanischen Wurzeln der Glasmalerei ein und weist auf die Verwendung von Glas im Orient sowie dessen Anfänge im Abendland. Die entsprechenden schriftlichen Quellen werden vorgelegt, während Funde und erhaltene Fragmente das Wissen ergänzen. Den Reigen der heute bekannten romanischen Stücke eröffnet der gegen 1060 datierte Christuskopf aus dem elsässischen Wissembourg im Museum zu Straßburg. Ihm folgen die viel zitierten Fenster im Augsburger Dom sowie ein weiterer Beleg aus dem untern Elsaß, heute im Musée de Cluny in Paris. Der nächste Abschnitt umfaßt den Westen Frankreichs mit Le Mans, Poitiers, Vendômes, Bourges, Angers und die Ateliers der Loire-Gegend. Am bekanntesten dürfte die Gruppe der Glasmalerei aus der Ile-de-France sein mit den Schwerpunkten St-Denis und Chartres. Für das Gebiet der Champagne sprechen die Scheiben aus Châlons-sur-Marne, St-Rémy in Reims und Troyes, alle geprägt durch ihre Beziehung zur «art mosan». Gerade in diesem Kapitel sind die eingestreuten Vergleichsstücke aus Buchmalerei und Kleinkunst mit ähnlichen oder gar analogen Darstellungen und ikonographischen Übereinstimmungen sehr bestrickend und überzeugend zugleich. Über Metz gelangt man zu den Werken des Meisters Gerhard und zu niederrheinischen Arbeiten, heute in verschiedenen Museen Deutschlands verstreut, mit Ausnahme der bekannten Glasmalereien in St. Patrokli in Soest. Als unabhängigen Komplex faßt Grodecki das Rhonegebiet zusammen, wo er byzantinische Einflüsse nachweist, um schließlich noch Beispiele aus englischen Kathedralen wie York, Lincoln und Canterbury anzufügen. In einem letzten Kapitel werden die vielseitigen Probleme des Übergangs von Spätromanik zu Frühgotik betont, ein reichlich komplexes Thema, das Stoff für ein gesondertes Werk liefern würde.

Hervorzuheben ist am Schluß des Bandes der 121 Nummern umfassende Katalog. Die Glasmalerei figurieren hier nochmals in einem Ortsverzeichnis, innerhalb der einzelnen Länder in alphabetischer Reihenfolge. Einer ausführlichen Objektbeschreibung schließen sich die entsprechenden Literaturhinweise an. Es sei der Verfasserin des 1971 erschienenen Glasmaldekataloges des Schweizerischen Landesmuseums verziehen, wenn sie eine Stichprobe beim Text zur sogenannten Flumser Madonna gemacht hat, dem ältesten Glasmalerei der Schweiz und heute Nummer 1 in unserer Sammlung. Man stellt dabei fest, daß die Scheibe zuletzt im 1956 publizierten Corpusband erwähnt worden sei. Einmal mehr wird uns bewußt, daß Kabinetscheiben, deren Schwergewicht auf dem 16. und 17. Jahrhundert liegen und die zum größten Teil den Katalog unseres nationalen Museums bestimmen, in ein ganz anderes Interessengebiet zu gehören scheinen, als die Glasmalerei aus Romanik und Gotik, daß also

diese Art von Literatur den Bearbeiterinnen der Bibliographie unbekannt war. Wenn auch nicht alle Museen Zeugnisse romanischen Fensterschmucks besitzen, bildet dennoch Grodeckis Band einen wichtigen und erfreulichen Zuwachs für jede Fachbibliothek; aber auch dem interessierten Laien darf das schöne Werk mit gutem Gewissen auf den Tisch gelegt werden.

Jenny Schneider

DIETGER GROSSER: *Die Hölzer Mitteleuropas – Ein mikrophotographischer Lehratlas.* (Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1977.) 87 Abb. in 344 Teilfiguren und drei Farbtafeln.

Wie der Untertitel sagt, ist das Werk ein Lehr- und Bestimmungsbuch, das siebzig in Mitteleuropa beheimatete und eingebürgerte Baum- und Straucharten umfaßt. Einleitend werden der makroskopische und der mikroskopische Bau des Holzes erklärt; instruktive Zeichnungen und Mikrophotographien erleichtern dem Leser das Verständnis der verwendeten holzanatomischen Begriffe. Verschiedene Bestimmungsschlüssel, -tafeln und Merkmalsübersichten sind dem Werk beigegeben. Erklärungen zu ihrem Gebrauch und eine kurze, aber ausgezeichnete Anleitung zur Präparation von Holzproben beschließen diesen Teil. Die folgenden rund zwei Drittel des Buches enthalten Holzartenbeschreibungen mit den entsprechenden mikrophotographischen Tafeln in hervorragender Qualität. Bei den Nadelhölzern wurden nur die acht häufigsten, die auch am einfachsten zu bestimmen sind, berücksichtigt; an Laubhölzern sind rund sechzig Arten beschrieben. Verzeichnisse der benutzten Literatur, der Holzarten und der Sachwörter ergänzen das Werk.

Dem Rezensenten wurde die konkrete Frage gestellt, ob man mit dem Buche in der Hand an jedem Museum in der Lage sei, die anfallenden Hölzer mit Sicherheit zu bestimmen, ohne wie bisher dafür auf die holzanatomischen Institute angewiesen zu sein. Der Autor gibt in den Vorbemerkungen zum zweiten Teil selbst die Antwort darauf; er sagt: «Die holzanatomische Bestimmung bis zur Gattung stößt in der Regel kaum auf Schwierigkeiten, wenn von gewissen Ausnahmen abgesehen wird. Dagegen ist innerhalb der Gattungen eine Artdiagnose nicht nur erschwert, sondern häufig sogar ausgeschlossen.» Unterscheidungsmerkmale für Arten sind eben nicht nur qualitativ, sondern bei vielen Arten quantitativ, d.h. die relative Häufigkeit der anatomischen Merkmale bestimmt die Zuschreibung zu einer bestimmten Art. Da dies auch einem erfahrenen Holzatomaten zuweilen Schwierigkeiten bereiten kann, wird ein holzanatomischer Laie sich mit der Erkennung der Art zufriedengeben müssen. Der Museumsmann hat es oft nur mit Einzelbestimmungen zu tun, zudem sind ihm vom Objekt her Einschränkungen in der Probeentnahme auferlegt; aus sehr kleinen Einzelproben geht in diesen schwierigen Fällen nicht «die ganze Variationsbreite des als artunterscheidend herausgestellten Merkmals» hervor. Da man im Grunde genommen nur das identifizieren kann, was man in *natura* schon gesehen hat, müßte der Laie sich zunächst eine ausreichende Präparationstechnik für die Herstellung der Mikroschnitte aneignen, die man in der im Buche dargestellten Qualität nur durch lange Übung und ein zweckmäßiges Instrumentarium erreichen kann. Dazu sollte eine Vergleichsprobenansammlung zur Verfügung stehen. Daraus folgt, daß das Buch nur für denjenigen eine Hilfe ist – dann aber eine unerlässliche –, der sich intensiv und über längere Zeit mit der Materie befassen kann. Bei archäologischen Proben, bei denen die spezifischen Merkmale alterungsbedingt verändert sind, vervielfachen sich die Schwierigkeiten der Bestimmung.

Bruno Mühlthaler